

«20 000 Ärzte hofften, dass Zurbriggen stürzt»

Bernhard Segesser gilt als Pionier der Schweizer Sportmedizin – nun erscheint ein Buch über den 76-Jährigen

Von Dominic Willmann

Witterswil. Die YB-Fahne am Eingang zu Witterswil weist den Weg. Hier ist Bernhard Segesser zu Hause, hier hat der Berner, der längst in der Region Basel daheim ist, seine Zelte aufgeschlagen. Verständlich also, dass der Arzt seinen Garten als Ort für das Gespräch wählt, um über sein Leben zu berichten.

BaZ: Bernhard Segesser, Ihre Biografie heisst «Der Skorpion mit dem Skalpell».

Was verbindet Sie mit einem Skorpion?

Bernhard Segesser: Ich bin ein ganz schlimmer Skorpion. Sternzeichen Skorpion, Aszendent Skorpion, Marszeichen Skorpion, Venuszeichen Skorpion, Skorpion in der Sonne – überall Skorpione. Man sagte mir früh, dass dies für mich eine relativ schwierige Konstellation sei.

Wie machte sich dies bemerkbar?

Ich wählte oft die Wege, die nicht üblich waren. Und: Ich sah Entwicklungen voraus, die unüblich waren.

Was meinen Sie damit?

Als ich in Magglingen als Assistenzarzt tätig war, konstruierte ich ein Gerät, das um die Brust getragen wurde und mit dem in einem optimalen Herzfrequenzspektrum trainiert werden konnte. Das war damals eine Riesensache, hat sich aber so nicht durchgesetzt. Die Zeit war noch nicht reif für Herzfrequenz-kontrolliertes Training. Technische Innovationen faszinierten mich aber immer.

Eigenschaften des Skorpions wie Ehrgeiz, hohe Intensität im Leben sowie Engagement treffen also voll auf Sie zu?

Ja, ich bin lieber das Alpha- als das Beta-Tier. Zugute kam mir, dass ich gesellig bin und ein Teamplayer war.

Davon kann man auch in Ihrem Buch lesen – vor allem, dass Ihre Entwicklung stark mit derjenigen der Sportmedizin in der Schweiz verbandelt ist. Was erwarten Sie von der Sportmedizin?

Vorausschicken muss ich, dass ich mich lange gegen die Idee von Autor Jürg Wirz wehrte, ein Buch über mich zu verfassen. Ich empfand dies als unnötig. Aber mit der Zeit faszinierte es mich, die Vergangenheit aufzuarbeiten. Das Werk beschreibt, wie ich aufwuchs, wie ich die Studentenzeit verbrachte, wie ich ein gutes Leben und in diesem eigentlich immer Schwein hatte.

Wie 1981, als Sie mit der Rennbahnklinik in Muttenz die erste private Sportklinik im deutschsprachigen Raum eröffneten.

Ja. Zu diesem Zeitpunkt war die Sportmedizin in der Schweiz inexistent. Etwas Eigenes aufzubauen war ein gewaltiges Risiko.

Sie taten es dennoch.

Weil wir ein Institut für Sporttraumatologie und Sport realisieren wollten und von der Basler Regierung dafür kein Geld bekamen, obwohl sie vom Konzept begeistert war. Ich war gezwungen, einen anderen Weg einzuschlagen.

Immerhin brachten Sie ein gewisses Know-how und grosses Interesse mit.

Der Schlüsselmoment für meine Entwicklung wird im Buch beschrieben. Es brauchte eine von mir mit Kälte und Kompression verarztete Verletzung eines meiner damaligen Vorgesetzten, damit er mich den Weg der Sporttraumatologie einschlagen liess.

Weshalb gaben Sie Ihrer Klinik den Namen Rennbahnklinik?

Weil sich früher in unmittelbarer Nähe eine Holz-Radrennbahn befand, die Tausende Besucher anlockte. Ebenso gab es ein Haus namens Rennbahn. Die mehrbesseren Herren stiegen dort für ein Schäferstündchen ab. So war die Rennbahn schweizweit in gewissen Kreisen ein bekannter Name, was uns bestimmt geholfen hat (lacht).

Die beste Werbung für die Rennbahnklinik war jedoch die Meniskusverletzung von Pirmin Zurbriggen 1985. Das «Knie der Nation» wurde drei Wochen nach Ihrem Eingriff Abfahrtsweltmeister. Stört es Sie, dass Sie oft nur auf diese Behandlung angesprochen werden?

Ja, das nervt mich sehr. Aber ich verstehe, dass die Story saugt, auch wenn die Medien viel dazudichteten. Was?



«Ich war ein gnadenloser Perfektionist.» Bernhard Segesser gründete die Rennbahnklinik mit und war eine Koryphäe der Sport-Traumatologie. Foto Nicole Pont

Etwa, dass ich erstmals mit grösseren Instrumenten als gewöhnlich operierte und dadurch schneller war. Das ist Quatsch. Ich tat dies bereits vor Zurbriggen. Zum Glück endete die Geschichte gut, es hätte auch anders rauskommen können.

Wie meinen Sie das?

20 000 Ärzte hofften, dass Zurbriggen stürzt. Nur damit sie recht bekommen. Denn es wurde als Risiko angesehen, ihn starten zu lassen – aber es war keines. Heute sind wir so weit, dass jeder nach einer Meniskusoperation zum Spital rausläuft.

Weshalb waren Sie davon überzeugt, dass Zurbriggen starten kann?

Weil für Zurbriggen das Problem gelöst war, als er nach der Operation das Knie wieder strecken konnte. Er glaubte an sich – und an Gott. Deshalb hatte er stets grosses Vertrauen in andere.

«Für einige wurde ich zum Lebensberater, für andere zu einem treuen Wegbegleiter.»

Welche Emotionen löste seine WM-Goldmedaille bei Ihnen aus?

Nach dem Rennen, das ich zu Hause verfolgte, legte ich mich schlafen. Ich wollte kein Telefon entgegennehmen, mit niemandem sprechen. Ich fühlte nur Erleichterung.

Der Druck lastete also auch auf Ihnen?

Natürlich! Selten in meinem Leben spürte ich so viel Neid, Missgunst und Besserwisserei von anderen. Hätte Zurbriggen in der Abfahrt gesundheitliche Probleme gehabt, wäre meine Karriere im Eimer gewesen. Mein Anspruch war immer, eine Operation perfekt durchzuführen – egal, ob Athleten mit einem Marktwert von 10 oder 80 Millionen auf dem Schragen lagen. Der Druck kam nicht nur bei Zurbriggen vielmals von Dritten.

Was meinen Sie damit?

1987 liess sich Fussballer Karl-Heinz Rummenigge die Achillessehne operieren. Während der Operation schauten mir der Clubarzt und der Manager seines damaligen Vereins Inter Mailand über die Schulter. Da darfst du dir keinen Fehler erlauben.

Auffallend ist, dass Sie mit vielen Ihrer ehemaligen Patienten aus dem In- und

Ausland ein Verhältnis pflegen, das über den Sport hinausgeht.

Es gibt eine lange und schöne Liste mit solchen Namen. Vielmals ist ein Spitzensportler einsam, wenn er verletzt ist. Er braucht irgendwo eine Rückzugsmöglichkeit.

Eine solche konnten Sie in der Rennbahnklinik bieten.

Wir legten Wert auf gemeinsame Essen, keine Nachthemden für die Patienten und ausgewogene Mahlzeiten. Das hat das Zwischenmenschliche gefördert und zu einer positiven Stimmung beigetragen. Deshalb sind Freundschaften entstanden ...

..., die bis heute anhalten.

Ja, einige. Fussballer Alex Meier ruft mich regelmässig an. Vor allem dann, wenn ein Spiel nicht so lief, wie er sich das erhoffte. Oder bei Thomas Doll war ich auf fast jeder Hochzeit (lacht). Für einige wurde ich zum Lebensberater, für andere zu einem treuen Wegbegleiter.

Besonders ist auch das Verhältnis zu Kugelstösser Werner Günthör, den Sie in den 80er-Jahren mit verbotenem Anabolika fit machten. Weshalb taten Sie das?

Es muss festgehalten werden, dass Günthör nur ein Exponent dieser Zeit war. Man hatte in der Schweiz damals zahlreiche sehr gute Leichtathleten und hervorragende Trainer wie etwa Jean-Pierre Egger. Deshalb macht man es sich zu einfach, wenn man heute behauptet, dass x verbotene Substanzen reingebuttert wurden. Eine substantielle Leistungssteigerung wäre mit den damaligen Medikamenten gar nicht möglich gewesen.

Dennoch: Sie behandelten Günthör mit Anabolika, die auf der Dopingliste stehen.

Es kam nur in Rehabilitationsphasen nach Operationen oder Verletzungen zum Einsatz. Günthör befand sich nach einer Diskushernie im Aufbau. Hätte er als damals übliche Nachbehandlung sechs Wochen «ins Näscht» liegen müssen, hätte er einen Kraftverlust von 40 Prozent ausgewiesen. Bis er diese Muskeln unter normalen Umständen wieder aufgebaut hätte, wären Wochen bis Monate vergangen. Deshalb unterstützten wir ihn mit Anabolika. Das war für uns kein Doping, sondern gezielte Rehabilitation in einem therapeutischen Fenster, das vom Verband und vom Nationalen Komitee für Elitesport abgesegnet war.

Hatten Sie kein schlechtes Gewissen wegen des Pröbelns mit Doping?

Im Hinblick auf eine sinnvolle Diskussion über den Sportler als Patienten und über das therapeutische Fenster bei einer Verletzung sagte ich sehr früh, was ich mit Günthör in diesen Phasen machte. Ich unterstützte ihn nur dann mit Anabolika, wenn er nicht sportfähig war. Er konnte ja nicht einmal trainieren. Trotzdem wurde ich als unethischer Typ dargestellt. Heute hat die Wada die Doping-sache sauber gelöst, indem der Sportler immer Patient ist und der Patient immer Sportler. Nun zählt die 24-Stunden-Überwachung.

«Die Behandlung bei Günthör war für uns kein Doping, sondern gezielte Rehabilitation.»

Ist das der richtige Weg?

Die positiven Seiten eines Spitzensportlers werden zu wenig gefördert. Die Trainingsoptimierung sollte ausgeschöpft werden, um den Athleten besser zu machen – allein eine Korrektur am Sportschuh kann zum Beispiel schon vieles bewirken. Aber solange nicht gleich viel Geld für positive medizinische Betreuung ausgegeben wird wie für Dopingkontrollen, wird die Einnahme von illegalen Substanzen nicht weniger werden.

Sie waren von 1972 bis 1992 als Arzt an den Olympischen Spielen dabei. Was war Ihr eindrücklichstes Erlebnis?

Das war 1984 in Los Angeles. Dani Plattner, der Chef de Mission, und ich kamen um halb zwei Uhr morgens zurück ins olympische Dorf. Gleichzeitig schlichen sich die zwei Handballer Peter Hürlimann und Peter Jehle aus diesem. Plattner sagte: Wenn ihr heute Abend gegen Spanien super spielt, weiss ich von nichts. Er liess sie gehen. Die zwei zeigten eine Weltklasseleistung. Die Grösse Plattners hat mich beeindruckt. Normalerweise hätte es am nächsten Tag geheissen: Hürlimann und Jehle, ab ins Flugzeug! Mir hat dies gezeigt, dass ein Sportler mit entsprechender mentaler Bereitschaft zu einer Top-Leistung fähig ist. Bei mir wäre dies nicht möglich gewesen.

Weshalb nicht?

Weil ich am Tag vor einer Operation jeweils um 22 Uhr im Bett lag. Und es an diesem Abend strikt keinen Alkohol gab. Das war vielleicht im Nachhinein diejenige Beschneidung, mit der ich mich sozial ziemlich ausgegrenzt habe. Ich war ein gnadenloser Perfektionist, auch in dieser Hinsicht. Im Januar 2017 operierten Sie letztmals.

Vermissen Sie den Operationssaal?

Nein, er fehlt mir überhaupt nicht. Aber komplett Abschied nehmen vom Ärzte-Dasein möchte ich nicht. Die Achillessehne fasziniert mich, weil sie häufig falsch operiert wird. Deshalb stehe ich Kollegen bei solchen Eingriffen beratend zur Seite.

Sie sind also immer noch ein bisschen Arzt.

Auf alle Fälle. Die paar Mandate, die ich noch habe, bereichern meinen Alltag. Ich berate Ärzte von Bundesligavereinen. Und natürlich bin ich mit dem Circus Knie eng verbunden, dessen Arzt ich viele, viele Jahre war.

Sie dürften nun mehr Zeit für Ihre zweite grosse Leidenschaft haben, die Musik.

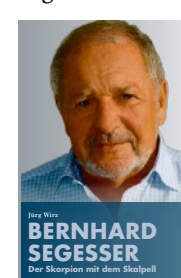
Diese war schon immer Bestandteil meines Lebens. Ich spielte Geige und wollte Dirigent werde. Doch dafür war ich zu wenig gut. Losgelassen hat mich die Musik dennoch nie.

Stimmt es, dass Sie immer mit Musik operierten?

Ja, aber nur mit klassischer. Und nur mit Mozart! Diese Klänge haben eine beruhigende Wirkung auf mich, aber auch auf die Atmosphäre im Operationssaal.

Wie reagierte Ihr Team darauf?

Eine Anästhesieassistentin kannte mich sehr gut. Wenn sie merkte, dass der Flow in einer Operation nicht rund lief, spielte sie das «Klarinettenquintett» ab. Da wusste ich: Jetzt hast du zu forsch reagiert. Wenn das Klarinettenkonzert kam, hiess das: Durchatmen, runterfahren und neue Lösungen suchen!



Jürg Wirz: «Bernhard Segesser. Der Skorpion mit dem Skalpell.» Werd & Weber Verlag AG 2019. 248 Seiten. Preis: 39 Franken.